Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 16

Artikel: Sonnenlicht
Autor: Fontane, Th.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670610

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sonnenlicht.

Du wirst es nie zu Tücht'gem bringen
Bei deines Grames Träumerei'n,
Die Tränen lassen nichts gelingen,
Wer schaffen will, muß fröhlich sein.

Wohl Keime wecken mag der Regen,
Der in die Scholle niederbricht,
Doch golden Korn und Erntesegen
Reift nur heran bei Sonnenlicht.

Th. Fontane.

Urds Heimkehr.

Erzählung von Selma Lagerlöf.

Früher einmal konnte es so merkwürdig hier auf der Welt zugehen. Da sitzen die Hausleute an einem Winterabend in der Stube beisammen, Frieden im Gemüt. Das Vieh hat sein Futter bekommen, das Bad ist überstanden, eine dünne Strohschicht ist auf den Boden gestreut, die besten Kleider sind angelegt, zwei Talgkerzen brennen auf dem Tisch, und am Tischende sitzt der Vater und liest laut aus Gottes Wort vor.

Während er so von der Anbetung der Hirten und dem Friedensgruß der Engel liest, geht die Tür auf, nicht ganz und gar, sondern nur so weit, daß jemand, der draußen steht, hineinblicken kann, ohne selbst gesehen zu werden. Gleich darauf huscht ein Wesen mit Windeseile in die Wohnstube, zieht die Tür hinter sich zu und legt Haken und Riegel vor.

Der Bauer, der laut liest, merkt wohl, daß jemand hereingekommen ist, aber unterbricht sich darum nicht im Lesen. Doch die verheiratete Tochter, die neben ihm sitzt, legt ihm erschrocken die Hand auf den Arm. „Vater", flüstert sie. „Sieh doch, Vater!" Es spricht solche Verwunderung und Angst aus ihrer Stimme, daß der Lesende verstummt, die Brille abstreift und zur Tür hinsieht.

Es ist eine recht große Hütte, so wie man sie im Norden des Landes zu haben pflegt, wo man mit dem Bauholz nicht zu sparen braucht, und sie ist ganz grau, nicht nur außen, sondern auch innen. Die Leute, die sie bewohnen, sind nicht arm, aber dennoch ist alles grau von Alter und Rauch, Wände, Decke und Boden. Nur die Wanduhr und der hohe Schrank sind mit blauer und brauner Farbe gestrichen.

Als der Bauer den Blick auf die Tür richtet, kann er anfangs nicht unterscheiden, was da hereingekommen ist. Er glaubt nur graue Bretter und Klötze zu sehen.

Wieder wendet er sich der verheirateten Tochter zu. Die Spannung ist nicht aus ihrem Gesicht gewichen, und ihre Augen starren noch immer unverwandt auf die Tür.

„Am Türpfosten", flüstert sie, um dem Vater zu Hilfe zu kommen, und nun sieht er, daß am Türpfosten etwas Graues und Verdorrtes steht, etwas, das wie der Stumpf eines vom Wind entlaubten Baumes aussieht.

Er kann nicht klug daraus werden. Dieser Stumpf ist mit Birkenrinde und Fellstücken bedeckt, und darunter sieht er ein paar Füße hervorlugen. Sie sind nur notdürftig von einem Paar schadhafter Rindenschuhe verhüllt, und der Bauer sieht, daß es Menschenfüße sind, doch so ausgemergelt, daß die Zehen auseinanderzufallen scheinen.

Plötzlich weiß der Bauer, warum er nicht ausfindig machen konnte, was er da vor sich sieht. Das Wesen, das an der Tür steht, hat langes graues Haar, und die ganze Haarmasse ist nach vorn über das Gesicht geworfen. Eine Hand, die ebenso ausgemergelt und fleischlos ist wie der Fuß, hebt das Haar auf der einen Seite hoch, und ein Auge starrt darunter hervor, so wie ein wildes Tier aus seiner Höhle starrt.

„Das ist ein Weibsbild", denkt der Bauer, als er das lange Haar sieht. „Sie hat wohl im Walde mit einem Geächteten gelebt, darum hat sie Kleider aus Birkenrinde und Fellen an. Aber warum hat Magnhild solche Angst vor ihr? Wer so klein und schwach ist, kann doch keinen Schaden anstiften. Vielleicht glaubt Magnhild, daß es eine Hexe ist."

Er wendet sich der verheirateten Tochter zu, um ihr einen beruhigenden Blick zuzuwerfen. Sie hat sich halb von der Bank erhoben. Die Augen sind wie festgenietet an jenes Geschöpf dort unten am Türpfosten.

Der Bauer kann nicht verstehen, was in sie gefahren ist. Magnhild pflegt sich sonst weder vor Bären noch vor Kobolden zu fürchten. Er sieht sich um. Alle in der Stube haben nun den Blick auf die Tür gerichtet. Da ist der Sohn. Noch ein Knabe, eben erst fünfzehn geworden. Sicherlich hat er noch nie jemand so Wunderlichen gesehen. Er scheint drauf und dran, in